

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

Deutschen Rundschau

Nr. 132

Bydgoszcz, 13. Juni Bromberg

1939

Kosef Friedrich Verkonig

Nikolaus Tschinderle Räuberhauptmann.

Urheberschutz für (Copyright by)

Albert Vangen / Georg Müller / München 1936.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ob er dafür Zeugen beibringen könnte?

Zeugen? Nein. Sie sind tot und verschollen.

Wer das wohl gewesen wäre, möchten die Richter wissen?

Einer hat Seppel geheißt und einer Krummhändl. Und die andern?

Nikolaus Tschinderle zuckt die Achseln. Die zwei sind gestorben, denen wird kein Gericht mehr etwas anhaben können, die andern drei aber, weiß Gott, wo die sich jetzt herumtreiben, aber man wird ihnen keinen Spürhund auf die Fährte setzen.

Er wünscht also verstoßt zu bleiben?

Der Schneider antwortet nicht. Nur mit seinem Blick jagt er die unstillen Augen der Richter.

Ob er noch etwas vorzubringen hat?

Er möchte keine Gnade haben.

Gut. Es soll nach seinem Willen geschehen.

Das Gericht verschwindet durch eine schmale, niedere Tür; es dauert eine halbe Ewigkeit, da kommt es wieder herein. Der mittlere Richter murmelt das Urteil:

„Im Namen des allergnädigsten Landesherrn, Seiner Durchlaucht, des Fürsten Zeno, wird der Schneider Nikolaus Tschinderle aus Sankt Herberg wegen vorsätzlicher Aufwiegelei gegen die Gesetze des Landes, begangen durch unterschiedliche böse Straftat, von Hentershand vom Leben zum Tode gebracht werden...“

Punktum. Jetzt ist Nikolaus Tschinderle zufrieden. Das Volk in Sankt Herberg und draußen in den Dörfern Gemünd, Weingarten, Georgen, Brünnl ist es nicht. Hat der Schneider nicht Gutes gestiftet da und dort? Was ist Unholdes geschehen? Die paar Sünden, gehen auf die Finger einer Hand und sind leicht wie ein Flaum, könnte ohne Beschwerde die Gnade des Schwarzen Zeno tilgen. Ist ja auch kein Heiliger und wird die guten Werke wohl brauchen vor Gottes Thron.

Und auch andere lehnen sich auf gegen den harten Spruch des Gerichts.

„Es darf nicht sein, Vater“, mahnt Lucina.

„Er ist ein Narr, Vater“, mahnt Aldefons.

„Auch ein Narr muß bestraft werden, freilich auf Narrenart. Und ein wenig Fegefeuer hat der Schneider verdient.“

„Aber nicht den Strick“, sagt Aldefons.

„Seid ruhig, der Strick wird ja angeschnitten sein.“

30.

Das ist die rauhe Weise des Schwarzen Zeno, daß er Schindluder treibt mit solchen bitteren Dingen. Aber Nikolaus Tschinderle will es ja nicht anders, hätte nicht solchen Umweg machen müssen zu Nadel und Bügeleisen. Einen Narren muß man zäusen, wie es ihm gebührt, und es ist immer gut, wenn die Untertanen etwas zum Lachen haben. Zudem sind da an dem Schneider wohl einige schwarze Flecken, die müssen abgewaschen werden durch ein Stücklein Buße; ein wenig Todesangst hat noch keinen umgebracht, und der Räuberhauptmann will sie ja leiden. Es werden auch die heimlichen Halunken im Land von dem Prozeß abgeschreckt sein, sie werden zuletzt wohl spüren: Nicht jeder kann so viel Glück haben wie der Nikolaus Tschinderle.

So ist der Schwarze Zeno: Einmal gilt die Haß einer Wildsau oder einem Hirschen, jetzt gilt sie einem Schneider. Und die Leute um den Fürsten, Aldefons, Lucina und Achilles, müssen noch froh sein, daß ihn der Räuberhauptmann nur gekißelt hat. Hätte er ihn nur ein einzigesmal erzürnt, tät jetzt sein Kopf nicht aus der Schlinge rutschen.

Nikolaus Tschinderle freilich meint, nun ging es in den Tod.

Zuletzt erst soll ihm also gewährt sein, wonach er gehungert und gedürstet hat, er wird herausgehoben sein aus allen Mitmenschen, sie haben ihn nur gering geachtet, sie haben ihn verlacht und verschmäht, aber nun wird er über allen erhöht sein, wenn auch nur auf dem Galgen. Schon hört er in seiner stillen Kammer, wie das Land voll ist von dem Geraun. Es gibt niemand, der es nicht erfahren hat, daß man den Räuberhauptmann Nikolaus Tschinderle hängen wird. Die Leute werden kommen in Scharen, und er wird ihnen zeigen, wie man sterben muß.

Am dem Tag des heiligen Leonhard soll es geschehen.

Am Abend vor Leonhard kommt ein Pater zu Nikolaus Tschinderle in die Kammer.

„Lasse dich trösten, mein Sohn“, sagt er.

„Ich bin getröstet“, antwortet ihm der Schneider.

Der Pater hat gemeint, ein geknicktes Männlein anzutreffen, und gefunden hat er einen Mann mit steifem Hals und starrem Knie. Es ist nicht leicht, mit ihm über Gott und die himmlische Gnade zu streiten, kaum will er seine Sünden bereuen, und den heiligen Leib nimmt er halb in Andacht, halb in Trost. Dieser Seele muß man das Heil beinahe aufdrängen, wird sich wohl noch im Fegefeuer reinigen müssen.

Nach irdischen Dingen verlangt er in dieser letzten Nacht nicht mehr. Wie soll er essen und trinken nahe seinem großen Auszug? Er wacht auch dem letzten Frühstück entgegen.

Sankt Leonhard lacht über sein ganzes Gesicht, der späte Herbst leuchtet in allen Farben. Wie kann nur der Himmel über einer Nichtstätte so blau und rein sein, stünde es ihm nicht besser an, wenn er grau und traurig wäre?

Um Mitternacht haben Zimmerleute angefangen, mitten auf dem Markt in Sankt Herberg den Galgen zu bauen, und es ist den Bürgern, die es gehört haben, ein kalter Schauer in das warme Bett gekrochen. Jeder Schlag auf einen Nagel trifft zuerst auch ihre Seelenruh, aber man schläft zuletzt doch wieder ein, mögen die Hämmer schlagen und die Wagen rollen. Die Hinrichtung ist erst für die neunte Stunde angelegt, man kann sich bis dahin noch einigemal umbrechen im Bett, und es ist gut, man ist nicht der Nikolaus Tschinderle.

Dem sind die Stunden böswillige Schnecken.

Aber dann holen ihn ein paar Soldaten doch einmal ab und führen ihn hinaus unter den blauen Leonhardihimmel, der sich nicht verdüstern will. Jetzt fängt dem Nikolaus Tschinderle das Herz schneller zu schlagen an; hat sich bis jetzt nicht gekümmert um das nahe Ende, nun aber klopft es ungestüm. Der Schneider fürchtet sich nicht etwa vor dem Strick, aber er fürchtet, es könnten zu wenige Leute da sein. Gibt er schon sein Leben hin, so will er nicht um das letzte Glück gebracht werden.

Bald vernimmt er auf seinem Weg zum Richtplatz ein Brausen. Es kommt ihm wie ein Wildbach entgegen und wird ärger mit jedem Schritt; da bangt er nicht mehr. Der Markt ist schwarz von Menschen. Die Nächsten verstummen, hinter ihnen rauscht wieder das Gebrausch, es geht in Wellen dahin wie der Wind über Ähren. Die Leute machen dem Räuberhauptmann eine Gasse, sie recken die Häuse und raunen sich etwas zu, so würden sie einen Fürsten nicht empfangen. Auf dem kurzen Weg hin zu dem Gerüst sieht und hört Nikolaus Tschinderle alles Verwundern, alle Begier, und er kostet das Süße aus. Stolz als in seinem ganzen Leben ist er diese paar Augenblicke lang.

Der schwarze Pater geleitet ihn über die Stufen hinauf zu dem roten Fenster.

Wie nun Nikolaus Tschinderle droben auf dem Gerüst steht, möchte er am liebsten die Köpfe drunten zählen, aber es klopft ihm der Freimann auf die Schulter. Da verbleibt ihm nur mehr so viel Zeit, daß seine Augen schnell über die neugierigen Leute hin wandern und mitten darin auch den Schwarzen Zeno wahrnehmen. Auf einen Stuhl hat er sich gesetzt, der ist scharlachrot, und die Soldaten hinter ihm haben weiße Bänder kreuzweise über der Brust.

Dieses scharfe Rot und Weiß sieht er noch, dann spürt er schon den Strick um den Hals. Er würgt ihn, der Boden unter den Füßen schwindet, es wird dem Schneider purpurn vor den Augen. Und dann stürzt er in einen tiefen Abgrund.

Ist er im Himmel? Ist er in der Hölle? Ein wildes Gerausch breitet sich um ihn aus. Es singen aber nicht Engel, und es prasseln auch nicht Flammen. Er tut seine Augen auf, und da merkt er, es lachen die Menschen. Er sitzt auf den Brettern, immer noch würgt es ihn, auf die Brust herab aber hängt ihm ein kurzer Strick. Da greift Nikolaus Tschinderle zum Hals und er faßt die lockere Schlinge. Weit und breit ist kein roter Mantel mehr und kein schwarzer Habit, nur das große Gelächter ist um ihn.

Er verharrt sitzend auf dem rohen Holzgerüst, bis die Leute des Lachens müde werden. Er starrt hin zu einem braunen Astwirbel und klaubt die Scherben zusammen, die sein Leben waren. Auch um den Tod haben sie ihn also betrogen, er darf kein Held sein, er muß ein Schneider bleiben. Wenn man kein Glück hat, dann reißt zuletzt auch noch der Strick am Galgen.

Jetzt ist er nicht mehr der Räuberhauptmann, auch nicht mehr der Schneider. Was ist er noch? Ein Narr, den nicht einmal der hänselnde Freund hat tragen wollen. Und in seinen Ohren rauscht noch immer das Gelächter; nie mehr wird es zu Ende sein.

Nikolaus Tschinderle schaut um sich. Allein ist er verblieben auf dem Gerüst, leer ist der Markt, die Menschen sind satt, niemand mehr hat ein Gelächter nach ihm.

Da geht er über die Stufen hinab, hinaus aus der Stadt Sankt Herberg. Und draußen auf dem freien Feld, wo seiner kein Mensch mehr spotten kann, sinniert er in den Himmel hinein, den der heilige Leonhard so blau und weit gespannt hat. Soll ich jetzt in ein Wasser gehen oder

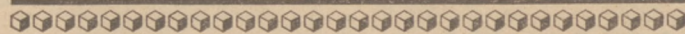
Commer.

Und wieder trägt der Wind in weichen Wogen den Duft der Wiesen in die ferne Stadt; das Licht spannt seiner Strahlen stärkste Wogen, und an den Bäumen dunkelt Blatt um Blatt.

Die ersten Boten sind dahin, die Iosen, aus Blüten reißt der Ernte voller Kranz; nur in den Gärten träumen Rosen — Rosen und tragen schwer an ihrer Schönheit Glanz.

Und Liebe schließt die gebefrohen Hände um alle Freude, die im Tag erblüht, und schenkt sie fort, im Rausch der Sonnenwende; die Sehnsucht schweigt, die Lebensfadel glüht.

Anita Fraud.



in die Schlucht hinabspringen? Soll ich mich zum Seppel legen oder dem Krummhändl in den Berg nachfolgen?

Ach, wenn es nach ihm ging, möchte er am liebsten sterben . . .

Aber der heilige Leonhard ist auch noch da. Er weiß schon, warum er seinen Tag so wunderbar herausgeputzt hat, warum das Gebirg blau ist von Berne und silbern von Nenschnee. Und Leonhard nimmt den Nikolaus Tschinderle an der Hand und führt ihn fort aus dem Land des Schwarzen Zeno.

Und auf der Wanderung sagt Leonhard zu ihm: Vergiß die Stadt Sankt Herberg! Die verdient kein Trauern und kein Heimweh.

*

Nie wieder hört man etwas von dem Räuberhauptmann Nikolaus Tschinderle. Ist wahrscheinlich in der Fremde verstorben, hat irgendwo in der Welt sein stummes Grab.

Bis zum nächsten Frühjahr ist Stille um seinen Namen, dann aber fängt es an zu blühen um ihn. Die Leute droben im Gebirg, draußen in den Dörfern reden wieder von ihm und seinen Taten. Wenn der Abend lang wird und Schnee fällt, wenn eine schwarze Wolke eine frühe Nacht bringt, dann hebt wohl jemand an, mit leiser Stimme von ihm zu erzählen, und die Geschichten haben alle bald einen merkwürdigen Klang. Es weht der Almwind darin, und Ruhglocken läuten, die toten Knappen stehen auf, und der Berg Michaelshut glänzt hernieder. Und in jedem Jahr ist das schwächliche Männlein ein wenig gewachsen, ist bald nicht mehr der Schneider Nikolaus Tschinderle, ist nach ein paar Jahren schon ein großer, breitschultriger Mann für alle, die ihn nie gesehen haben. Wahrscheinlich wird er einmal ein schwarzer Riese sein und sein kurzes Leben im Gebirg eine große Legende.

Menschen kommen und gehen in Sankt Herberg. Nach vielen Jahren kommt auch ein altes Männlein und zieht ein in die leere Rußshale an dem finsternen Tor, wo das Baumpieper-Paar gewohnt hat; sind längst gestorben, die zwei Leutchen. Das fremde, dürre Männchen ist auch ein Schneider, hat einen grauen Ziegenbart und nennt sich Konradin. Es zeigt sich selten und redet wenig auch mit den Kunden. Es sitzt gern unter dem grünen Baum, läßt sich von der Sonne bescheinen und schaut halbe Nächte lang in den goldenen Mond, bis er hinter ein Dach gereift ist.

Es sind manche alte Leute, die wollen es wahrhaben, daß er dem Nikolaus Tschinderle ähnlich ist, wie manchmal ein Bruder dem anderen. Ja, es meinen sogar einige bei sich, er wäre es selber. Aber dann reden sie es sich wieder aus. Erzählt man nicht, der Räuberhauptmann sei ein großer Mann gewesen mit dunklem Gesicht und feurigem Aug? Und der Schneider ist klein und hat eine gelbe Haut.

Welchen Sinn könnte es auch haben, sich Konradin zu nennen, wenn man Nikolaus Tschinderle heißt?

— Ende. —

Schwarz und leer lag gegen Abend das Deck des Fischdampfers „Elisabeth“. Von Stunde zu Stunde wurde es kälter; das Barometer fiel mit einer solchen Geschwindigkeit, daß beim ersten jähen Aufbäumen des Buges und der sogleich darauf überkommenden, grünen See die Sturmzeichen fast zur selben Zeit mit dem angekündigten Maße eintraten. Das war der Beginn der Fahrt in die Grönlandsee.

In der Dämmerung schloß sich die Weite des Meeres enger und enger um das Schiff, mit jeder Minute schien der Horizont näher heranzurücken. Die Farbe des Wassers und des Himmels war von dem gleichen dunklen Grau, über das hin und wieder ein gelblicher Schimmer sich breiteten. Mit der Genauigkeit einer Uhr erhob sich — immer in demselben Abstände an der Steuerbordseite — eine Wand wie aus dunkelgrünem Glase; es war beinahe schmerzhaft deutlich zu sehen, wie das Schiff mit ihr zusammenstieß und der Kreher mit seiner Gischtkrone auf das Deck niederstürzte; dann erst war das Fischen zu vernehmen, mit dem die Wassermassen sich in den Fischschotten wälzten.

Kein Mensch zeigte sich auf dem Deck. Die Eisenplatten hoben und senkten sich; wo man eben noch weit vorgebeugt aufwärtsstrebte, war man im nächsten Augenblick wie auf einem steil abfallenden Hang; es erforderte eine lange Übung, gerade die Sekunde abzupassen, in der das Schiff sich wie ein Pferd von der Hinterhand achtern erhob, um, gleichfalls wie ein Gaul in die Vorderbeine knickt, mit dem Bug tief in die See einzutauchen. Als wäre das ganze Schiff im Schlafe, legte es sich bald auf die dem Wind zu, bald auf die von ihm abgekehrte Seite. Es war etwas von einem Traum in diesen Bewegungen. Noch bestärkt wurde aber dieser Eindruck, als Himmel und Wasser sich zu verkehren schienen, so daß die Masten und der Schornstein dicht unter dem grauen Gewölke dahinglitten, während das Meer als bodenloser Abgrund unter dem Schiffsrumpf hing.

*

Im Mannschaftslogis in der Back schwang in großen Kreisen die Lampe, beleuchtete einmal die eine Seite der Kojen, dann mit einem weiten Schwung die andere; gleichmäßig wie eine Maschine rutschte eine leere Kaffeetasse zwischen den Tischleiten. In der äußersten Tischdecke hatte sich ein Spiel Karten, die meisten Blätter schwarz und fettig, zerstreut; der wehleidig blickende Karo-König war das einzig umgeschlagene Blatt. Seit Tagen lagen die Karten unbeachtet, die Fischer waren in den letzten sieben Stunden kaum länger als eine Viertelstunde im Logis, die ganze übrige Zeit aber auf dem Deck gewesen, hatten ununterbrochen bald das Netz aufgesetzt, den Gang geschlachtet und im Fischraum verstaft, dann wieder Schäden am Fanggerät ausgebessert, und zwischendurch ihren Dienst am Ruder und auf der Brücke getan.

In der stickigen, heißen Luft mischte sich der Geruch von Schweiß, Tabak und Fischsuppe, vor allem durchdringend aber der Dunst nasser Kleider und Wäsche. Um das Ofenrohr hingen blaue Wolljacken, Segeltuchhandschuhe und Fäustlinge, aus dem nassen Zeug fiel hin und wieder ein Wassertropfen und verdampfte mit schnellem Zischen. Die hin und her kreisende Lampe teilte den niedrigen Raum in einen raschen Wechsel von Licht und Schatten, und in die zahllosen leisen Geräusche erklang von draußen gleich dem entfernten Brausen eines Wasserfalls das dumpfe Poltern der über das Deck legenden Seen.

Von Minute zu Minute steigerte sich die Wut des Meeres und gönnte den Fischern nicht einmal die kurze Ruhe. Die meisten waren jüngere Leute, noch nicht 30 Jahre, führten aber seit ihrem 14. Lebensjahr auf dem Fischdampfer. Ihre Kraft und Bähigkeit kannte beinahe keine Grenzen.

Dicht neben der Tür lag in der unteren Kojen der Nehmacher. Der einzige außer dem Schiffer, der über 40 Jahre zählte. Selbst im Schlaf konnte er es nicht verbergen, daß er die „heitere Seele“ der ganzen Mannschaft war und noch immer ein Lachen hatte, wenn es wahrhaftig nichts mehr zum Lachen gab. Glücklicherweise konnte sich diejenige Mannschaft

heißten, die einen solchen Burschen unter sich hatte. Sein breites, mit schwarzen Bartstoppeln bedecktes Gesicht glich dem eines Zirkusclowns, nur hatte er von der Natur das, was ein Clown sich mit Schminke und Farbstift erst malen muß: einen Mund, der von einem Ohr zum anderen reichte, eine dicke Nase, die über der Oberlippe hing, und ein niemals verschwindendes Lächeln. Auf seinem Gesicht lag es jetzt wie ein betrübter Vorwurf, daß die See ihn nicht ruhig schlafen ließ. Die mächtigen Arme über der Brust gekreuzt, mit nassen Seestiefeln, die ihm bis zu den Hüften reichten, auf dem Bettzeug, und eine braune Fellmütze auf dem kalten Kopf, blies er laut den Atem von sich. Andere schliefen mit nacktem Oberkörper, die behaarten Fäuste gegen die Brust gedrückt, die Armmuskeln zuckten bei jeder Bewegung, und die bläulichen Aderstränge schienen von der Überanstrengung gespannt. Wenn das Licht die weiße Haut eines der Schläfer traf, glänzte es in den dämmerigen Nischen. Hin und wieder ertönte ein leises Krachen, wenn die steifen Finger eines Mannes im Traum über den Kattun strichen. Von der Decke hingen die gelben Mäntel und vollführten einen gespenstischen Tanz.

Inzwischen war es draußen völlig dunkel geworden. Aus dem Meer fuhren gichtbedeckte Wellen heran, wie mit Geißer übergossen sie das Schiff in einem Anprall, daß es sich zitternd zur Seite legte, und die Kelling auf der Backbordseite im Wasser verschwand. Das Licht aus der Kombüse drang tief in die Dunkelheit, wie vom Grunde her leuchtete es grün auf und erlosch sofort wieder. Aus der schwarzen Leere stieg ein mächtiger Laut auf, gleich einem Windstoß, das Schiff schien auf der Stelle zu bleiben, eine plötzliche Starrheit hatte es befallen — dann schlug eine See herüber, in deren Donner und Wasserdampf die Toppmastlampe versank und wie ein fernes, fernes Flämmchen schimmerte.

Gleich darauf gingen Hagel und Schnee nieder. Der Wind häuften die Behen in den Schotten, in allen Winkeln und Ecken; die nächste See nahm alles wieder fort. Gegen Mitternacht war die „Elisabeth“ aus dem Sturmform heraus. Der Himmel begann in einer ungewöhnlichen Helle zu strahlen, unwirklich nahe schienen die Sterne. Durch die Stahlwände der Brücke drang die Kälte, und an den Brückenfenstern erschienen Eiskristalle, Myriaden von Eiskristallen begannen zu schimmern.

Ich sah den ersten Steuermann im Kartenhaus von der Bank aufstehen und noch ein paar wollene Strümpfe über die Füße streifen, dann legte er sich sofort wieder hin und schlief weiter; in seinem Bart hing das Salz wie weiße Nische. Im Osten begann plötzlich eine Bewegung; wie hinter einer Nebelwand verborgen, schien die Schwärze der Nacht sich einem Licht zu öffnen, die Helligkeit nahm fortwährend zu, stieg rasch höher und höher, das weißliche Licht färbte sich dunkler und erstrahlte rasch in einem leuchtenden Grün. Die Sterne wurden blässer, der grüne Schein gewann immer mehr an Ausdehnung, bis sie von einem leuchtenden, ungeheuren Fächer aufgesogen wurden, der sich über das halbe Firmament ausbreitete. Nun schossen rötliche Strahlenbündel, Lichtgarben von einer wunderbaren Kraft getragen, empor zu einer Höhe, die erschreckend wirkte. Dabei waren die Lichter fortwährend bewegt, veränderten unaufhörlich ihre Tiefe, falteten sich bald wie ein Fächer auseinander, bald schlossen sich steil anstrebende und mit einer Spitze gebogene Bogen wie die Fenster eines riesenhaften Domes in die Unendlichkeit. Das Schiff schien sich zu duden, Fabelwesen gleich sprangen es die Seen an, die in dem Schein des Nordlichts wie Dämonen den Traum zu stören suchten.

Dann verchwand es. Doch nach wenigen Minuten, während es gleich einem großen, tiefen Schweigen aus den Wassern zu steigen schien und aus dem Dunkel zwischen dem Sternmeer herabsank, hob es sich wieder aus der von den Wellen zerrissenen Horizontlinie, brach mit einer solchen Wucht hervor, die dem endlosen Sturz eines träumenden Schlafers nahe kam: die Linie des Horizontes hob sich zu dem grünen Schein, der zitternd, bald in stärkerem Lichte, dann wieder schwächer in sich zusammensinkend, das Auf und Ab des nächtlichen Meeres und das Schiff erleuchtete.

Das Nordlicht zerbarst an seiner eigenen Fülle; zuckend und chaotisch jegliche Form zerreißen, taumelten die Lichter schräg zum Himmel und verloschen am Kopf der Finsternis.

Rembrandt greift ein.

Anekdote von Karl Maufner.

Der große, lebenserfahrene Rembrandt war ein guter, ja ein höchst gutmütiger Mensch, und wo er Not und unverschuldetes Elend sah und irgend helfen konnte, tat er es als seine selbstverständliche Pflicht.

So ging der Meister an einem sonnigen Vormittag durch eine Gasse des heimatischen Amsterdam. Vor einem der kleinen gedrängten Häuser sah er einen Menschenauflauf. Eine weinende Frau stand vor der Haustür, um sich hatte sie mehrere wie im Chor heulende Kinder, und ringsum häufte sich notwendiger Hausrat, während von oben, aus den geöffneten Fenstern, die kalte und sachliche Stimme eines Versteigerers ertönte, der soeben mit Hilfe eines Gerichtsdieners den größten Teil der Einrichtung anbot.

Rembrandt ließ sich von Umstehenden kurz berichten, wie die Frau, eine Witwe, durch langes Siechtum und den bitteren Tod ihres Mannes in schwerste Bedrängnis gekommen und wie der hartherzige, wohlhabende Wirt sie nun ohne jede Rücksicht auf die Straße setzen ließ.

Der Meister trat in das Haus, stieg die Treppe hoch und stand nun in der bunt gewürfelten Menge von kleinen Leuten und feilschenden Juden. Er sah den Versteigerer mit dem Gerichtsdiener an der Wand und den Hauswirt, ungerührt da, einkommenden spärlichen Gulden überschlagend, daneben. Ein arg verstaubtes Bild stand, vorerst noch völlig unbeachtet, in einer Ecke. Der Meister sah es und — hatte blickschnell einen — nun ja, einen Plan.

Rembrandt, sorgsam sich bückend und gute Weile beobachtend, wischte ein wenig den Staub ab und besah das Bild, scheinbar immer stärker gefesselt. Der Hauswirt hatte sogleich den Meister Rembrandt von Rhyn erkannt und stieß, als er ihn derart über dem alten Bild sah, auf der Stelle den Auktionsator an, und der, ein tüchtiger Mann, nahm eben dieses Bild als nächsten Gegenstand unter den Hammer.

Und wirklich: Rembrandt bot als erster und ohne Besinnen fünfzig Gulden! Solches Angebot reizte, mußte ganz einfach die Passagier von Schovels, des Hauswirtes reizen. Wenn schon der große Meister, der doch gewiß das Höchste von seiner Kunst verstand, so viel bot, was mußte da dieses Bild am Ende wert sein! Rembrandt war mit allem Eifer bei der Sache und ging, nachdem der gierige Wirt ihn schnell überboten, Zug um Zug höher, ja, gewaltig höher. Der Hauswirt geriet schier außer sich vor Eifer, denn die Zahlen kletterten eine wahre Jakobsleiter: Rembrandt, der Wirt — der Wirt, Rembrandt. Und wieder der Wirt. Und noch einmal der Meister!

Bis am Ende Rembrandt dem Herrn von Schovel einen kleinen Vorsprung ließ und das Bild endlich dem gedummen Wirtsgesicht zugeschlagen wurde. Für achthundert Gulden, bedenklich: achthundert Gulden!

Der Jammerlappen von Hauswirt war es wohl zufrieden, in diesem Handel und gegen solchen Wettbewerber gesiegt zu haben. Hocherfreut und auf der Stelle ließ er seinen neuen, so kostbaren Besitz in Sicherheit bringen und trat nachdem, sich vorsichtig, gerieben und korbuckelnd anbietend, an den ernst und wie versunken dastehenden Meister. Es trug gar den Anschein, als wollte er diesen trösten ob des Verlustes, er vermaß sich sogar, den Meister dumm und vertraut zu fragen: „Nun, Meister, sagt mir jetzt unter vier Augen, wieviel mag das Bild wert sein?“

Rembrandt wirkt noch einmal, wie abschiednehmend, seinen Blick auf das Bild und antwortet feilenruhig und vergnügt: „Unter und gesagt: zwei Gulden!“

Der Hauswirt, der die Zahl in seinem Rechenkasten nur zu deutlich vernommen, aber immer noch nicht anders konnte als glauben, daß Rembrandt sich gewiß über den endgültigen Verlust des heiß umstrittenen Bildes fuchse, entgegnete, halb verlegen: „Oh, verehrter Meister, wie konntet Ihr aber dann so viel Geld dafür bieten?“

„Ich wollte der armen Frau, gegen die Ihr so ungehörig hart waret, ganz einfach aus der schlimmsten Not helfen, und Eurer Schosligkeit und Habgier, ehrenwerter Herr, wird nun die Arme noch ein kleines Vermögen danken — ja, ausgerechnet Ihr habt es gestiftet.“

Sprach's, machte kehrt und stieg, im Herzen zufrieden über sein Tun, die Treppe hinab.

Kampf mit einem Bären im Flugzeug.

Ein aufregendes Drama in den Lüften erlebten die Passagiere eines großen Verkehrsflugzeuges, das sich auf dem Wege von Newyork nach Pittsburg befand. Um ein Haar hätten sie alle wegen eines Pandabären, der gleichfalls die Lustreise mitmachte, ihr Leben verloren. Glücklicherweise erkannten die meisten der Reisenden erst in allerlehter Minute die furchtbare Gefahr, in der sie schwebten. Und ehe noch eine Panik ausbrechen konnte, gelang es den drei Piloten doch noch, die Maschine, wenn auch etwas unsanft, auf dem Boden aufzusetzen.

Der Pandabär, ein besonders großes Exemplar seiner zu der Familie der Rabenbären zählenden Gattung — seine Länge betrug 130 Zentimeter —, gehörte einem aus China zu einem Urlaub heimgekehrten amerikanischen Missionar, der das seltene Raubtier aus dem Hochgebiet des Himalajas mitgebracht hatte. Der Missionar war bereits vorausgefahren, da der Panda, ehe die Einreise genehmigt wurde, erst einer tierärztlichen Untersuchung unterzogen werden mußte. Die Luftfahrtsgesellschaft hatte den Transport übernommen, nachdem der Panda sich als überaus zutraulich und freundlich erwiesen hatte und von seinem Herrn als völlig harmlos bezeichnet worden war.

Man brachte den Bären, von dessen Gattung sich erst seit kurzem einige wenige Vertreter in den europäischen Tiergärten befinden, in dem hinter den Pilotensitzen befindlichen Gepäckraum unter, wo er an einer Kette befestigt wurde. Während der ganzen Lustreise hatte sich das Raubtier nicht einmal gerührt. Da begann es, als bereits Pittsburg in Sicht war, auf einmal ungemütlich zu werden. Mit einem gewaltigen Satz sprang der Panda gegen die Tür des Gepäckraumes und drückte sie, seine Kette zerreißen, ein, wobei er ein solches Gebrüll ausstieß, daß es sogar das Donnern der Motoren überlante. Unglücksfälligerweise führte die Tür des Gepäckraumes unmittelbar in die abgeschlossene Kabine der drei Piloten, in der der zornige Bär urplötzlich, als man bereits zu den Landemanevern ansetzte, auftauchte.

Der erschrockene Kapitän Don Terry, der am Steuer saß, übergab die Führung der Maschine seinem neben ihm sitzenden Kollegen Cassing, sprang auf und versuchte, das Raubtier durch Handbewegungen wieder in den Gepäckraum zurückzuscheuchen. Aber der Bär ließ sich nicht einschüchtern; er biß den Kapitän in die Hand, der mit einem Aufschrei in den Sitz zurücktaumelte, und stürzte sich dann von hinten auf den Piloten Cassing, der das Steuer bediente und sich darum nicht rühren konnte, wenn nicht eine Katastrophe erfolgen sollte. Da griff der dritte Pilot Tommy Tomling ein, der geschlafen hatte. Er riß den Panda von der Schulter des bedrohten Kameraden und begann einen regelrechten Ringkampf mit ihm. Dabei zog er, gebremst durch den engen Raum, den Kürzeren, denn das wütende Tier warf ihn zu Boden und biß ihn gleichfalls mehrmals in den Arm.

Inzwischen hatten die in den vorderen Sitzreihen befindlichen Passagiere durch die Glascheibe den Kampf in den Lüften bemerkt. Schreckensschreie ertönten, als man die riesige Gestalt des tobenden Bären erblickte, zumal durch den Zwischenfall die Maschine bedenklich ins Schwanken geraten war. Aber ehe noch eine Panik entstehen konnte, war es Cassing doch gelungen, das Flugzeug auf den Boden zu setzen. In lehter Minute hatte sich Kapitän Terry trotz seiner Handverletzung auf den Panda geworfen und ihn am Boden festgehalten, so daß der Kollege am Steuer von weiteren Angriffen verschont blieb. Der Panda wurde von der alarmierten Flughafenpolizei sofort erschossen.

Der Unterschied.

„Papa, gestatte doch, daß ich einen Führerschein bekomme, ich bin wohl alt genug!“

„Tawohl, das bist du, aber nicht der Wagen!“

Zakład graficzny i młeksce oddicia, wydawca i młeksce wydania:
Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 18

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym:

Hermann Dittmann, Bydgoszcz.